

(Nachdruck verboten.)

12] Die Guten von Gutenberg.

Von Hermann Kurz.

Aber auch so wurde das Kindlein der Diefi getauft und bekam den Namen Madlen.

Die Taufgesellschaft aus dem Waldhüterhaus verließ nun auch die Kirche. Vor dem Portal sprang ihnen der Findling entgegen. Der Bube war von zu Hause durchgebrannt, die Welt auf eigene Faust zu untersuchen. Als er die Musik des Schlüsselwirts hörte, lief er wie andere Buben nach. Und als vor dem Schlüssel der Erhard mit weinrotem Kopfe die Musikbände nochmals zur Kirche sandte, die Laute der Diefi abzuholen, da dachte der Bube, daß auch ihn diese Sache etwas angehe. So fand er die Seinen vor der Kirche.

Die Diefi nahm der alten zitterigen Nachbarin das Kindlein ab und schritt mit den anderen voran. Der Simon nahm den Findling an die Hand und ließ sich erzählen. Aber ehe noch ein paar Schritte hinter den Waldhüterleuten lagen, setzte die Musik ein.

Die Diefi wollte da vergehen vor Scham. Die Leute lachten und freuten sich, und der Simon wollte vor jähem Borne den Kopf verlieren. Da schrie der Findling fröhlich:

„Der Schlüsselwirt hat sie geheizen.“

Das gab dem Simon die Ruhe wieder.

Er hieß die andern weitergehen. Und so zogen sie nach Hause. Die Nachbarin keifend und scheltend und der Pate mit dummem Gesicht. Der Findling konnte gar nicht begreifen, warum sich seine Leute nicht freuten.

Als sie neben dem Schlüssel vorbeikamen, schauten dort die Schlüsseltaufgäste zu den Fenstern hinaus und höhnische Rufe und Gelächter erklangen.

Der Erhard stand unter der Tür, und halb Rausch, halb Borne und Scham und unbewußtes Vatergefühl machten ihn wirr und toll.

Er schrie etwas, das im Lärm unterging.

Da zuckte der Simon zusammen. Er blieb stehen und ließ den Findling los. Es schien, er wolle sich auf den Erhard stürzen. Der Findling begriff da, daß der junge Schlüsselwirt etwas Böses gegen den Vater Simon getan habe, und in seinem Herzen brannten Haß und Borne auf. Das Lachen, Geschrei und die Musik ward stille. Alle harrten auf das, was nun kommen mußte zwischen dem Simon und dem Erhard. Da sprang der Findling den jungen Schlüsselwirt an, spuckte und streckte ihm die Zunge hinaus in knabenhaftem Borne, mit Tränen in den Augen.

Da löste sich die Spannung aus in Lachen und Wibe.

Der Findling ging zu seinen Leuten zurück. Simon faßte ihn wieder an der Hand und drückte fest zu.

So kamen sie zu Hause an.

Die Diefi war traurig und schau, und erst später, als der Wein befreite, wurde Lachen und Fröhlichkeit laut im Waldhüterhaus.

Im Schlüssel aber stand der Pate des Findlings, der Bürgermeister von Altenberg, auf und verließ mit verächtlichem Gesichte seinen Gastgeber. In sich aber hatte er eine Freude an dem Buben, dem er Pate war, und er wäre nicht unzufrieden gewesen, wenn er dem Findling mehr als nur Pate hätte sein können.

Majestät Tod und die Madlen des Erhard.

Eines Frühlingstages brachte der Findling die Kunde aus dem Städtlein in das Waldhüterhaus vom Kranksein der Frau des jungen Schlüsselwirts Erhard, der Madlen.

Mit großen Augen hörte die Diefi den Knaben an. Der Alte zuckte die Achseln und sagte:

„Was kümmert das uns? Wir haben am eigenen genug zu tragen.“

Die Diefi mußte viel an die Madlen denken. Sie sah das junge Weib blaß und abgehärtet im Bette liegen. Und da kam ihr der Gedanke von der Strafe Gottes. Und wenn ihr eigen Kind, das sie vom Erhard hatte, seine kleinen Nervenlein um ihren Hals legte, da gedachte sie des Kindes der Madlen. Sie sah dann das kleine Ding mit großen Augen

an der Tür stehen und in grenzenloser Verwunderung auf die sieche Mutter im Bette schauen.

Da schnürte das Muttergefühl ihr die Kehle, und es drückte sie da der Haß, den sie gegen den Erhard hatte.

Und als es über der Krankheit der Madlen Sommer wurde und die Krankheit nicht bessern wollte, da kniete die Diefi, als sie alleine war, im Waldhüterhaus vor dem steifen, billigen, schlechtgeschnitzten, grellbemalten Heiland nieder und betete in heißer Inbrunst um die Genesung der Madlen. Sie betete lange, denn sie dachte an ihr eigenes Kind und an die Tüde, die im Kindesleben der Tod der Mutter reizt.

Die Diefi betete heiß und innig und voller ehrlichen Mitleids. Wie ehemals die Großmutter betete sie wahrhaftig. Und die Alte hatte dorten wahres Gefühl gehabt, denn sie betete um der Kinder Glück, als der Knochenmann mit ihr sein Tänzchen riskieren wollte.

Aber sei es, daß im Waldhüterhaus der geschnitzte Heiland nicht fein genug war, zu billig, um was Rechtes zu erlangen von Gott im Himmel, oder sei es etwas anderes, eines ist sicher und gewiß: der Diefi Gebet half gerade so wenig, wie einst das Ringen der Großmutter in ihrer schweren Stunde geholfen hatte.

Der Tod war wieder einmal auf dem Weg nach Gutenberg. Er kam von Norden auf eiligem Roß daher. Dort war gerade ein elend Kriegen und Norden zu Ende gegangen. Jetzt mußte er nach Süden. Es zeigten sich in einem der Paradieseslande ein Wetter und neues Morden und neuer Krieg. Der große Tod aber wollte nun einmal auch wie so ein mächtiger Herr gemächlich reisen, so ganz ins gemütliche Nichtstun versunken. Als fremder Gast wollte er infognito seiner Wege ziehn und bis zum großen Schnitt, allwo es sich lohnte, einmal sein Handwerk vergessen.

Er kehrte da in Altenberg im Schwanen ein und nahm einen Schoppen alten Weizen, wie er am Steinbruch gedeiht und zum besten gehört im Land. Und langsam trank da Gebatter Tod sein Schöppllein und schmazelte und schmunzelte dazu und leckte sich die fadenscheinige, ausgemergelte, vertrocknete Oberlippe wie so ein echter rechter Säusling, der den Rummel versteht.

So trank er ein zweites und drittes Schöppllein und wurde unversehens guter Laune, wie noch nie. Denn der Steinbrüchler von Altenberg, den der Schwanenwirt respektablen Gästen vorsetzt, hat es in sich.

Und als er gerade am vierten war und beschloß, ein kleines Rauschlein anzufürseln, fuhr der Doktor von Gutenberg vor.

Der Schwanenwirt komplimentierte den Doktor, wie sich's gehört bei honorigen Leuten, und fragte so nach diesem und dem.

Da spitzte der Herr Tod ganz anders die Ohren, als er hörte, wer der neue Gast sei.

Alle Wetter, dachte er, das ist ja einer meiner besten Miirten, hat er mir doch erst letzte Woche aus seinem Kundenkreis über zwanzig auf meinen Anger geliefert, dem muß ich ein Schöppllein zutrinken!

Und wie dem so ist, gleiche Mühen gefallen immer ihren Trägern. Und bald war der Doktor mit dem Herrn Tod im tiefsten Trinken und Guttun.

Und als sich der Tod seinem Rumpen zu erkennen gab, fühlte sich dieser sehr geschmeichelt. Und als gar Gebatter Tod dem Doktor den Orden pour le mérite umhängte, da wußte der nimmer wohinaus, so kollerte ihm der Hochmut im Oberstübchen.

Aber in seinem Wein- und Freudenrausch erzählte er dem Tod, wie er es anstellte, daß so viele in die Grube fuhren.

Verwundert horchte der Tod auf. Auch ärgerte er sich elend. Denn daß man die Menschen derart blödsinnig und talentlos um die Erde brachte, war ihm doch nicht recht. Aber als gewiegter Praktiker sagte er nichts.

Der Doktor da lieferte viel zu viel ab an ihn.

So kam der Doktor auch auf die Madlen zu reden. Er lachte sich eins, wie dumm doch dieser Schlüsselwirt war. Das sollte den Mann was kosten, dieser Fall. Aber helfen konnte er wenig oder nichts, meinte er.

Da stieg dem Tod die Galle hoch. Denn er kannte die

Madlen. Als er nach Norden gereist war, hatte er sie gesehen, und er war auch gut bedient worden von ihr.

Darum fragte er den Doktor:

„Nichts gemüht? Schadet nichts, ist das schlimmste noch lange nicht! Es gibt schlimmere Sachen, zum Beispiel —“

Der Doktor in seinem Mordsrausch unterbrach da den Tod, er glaubte den Wink zu verstehen. Er sagte darum rasch:

„Majestät, ich versteh, ich versteh, Majestät meinen, man müsse den Schaden, nicht wahr, so recht in die Länge ziehen, damit was abfällt, Geld für mich und für Eure Majestät der Mensch, nicht wahr, so ist es besser, als da dumm in kurzer Zeit gesund machen?“ —

Da fuhr der Tod auf. Seine gute Weinlaune war verflogen und in seiner ganzen herben Majestät blickte er den Doktor verächtlich an.

Dem Doktor war da, als gerinne ihm das Blut in den Adern. Und als er wieder seine Sinne gesammelt hatte, war Majestät Tod verschwunden.

Darum ging auch der Doktor langsam Gutenberg zu. Er wollte in den Schlüssel nach der Madlen schauen und wenn irgend möglich noch was tun, damit es länger dauere, um den Tod zu verjöhnen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Maulesel.

Joe zog den Schirm seiner Mütze über die Augen, als müsse er sich vor dem Lichtmeer schützen, und schob verächtlich die Unterlippe vor, wie es seine Art war.

— „Und dann werden die Gäste an Land gebracht. Du solltest nur die Triller der Signalfarbe hören und des Oberbootmanns: „Dampfbarlasse aus Steuerbord-Fallreep! — Sigl! — Rutter! — Kapitänsgig!“ Und die Boote schießen längsseit unter die Fallreepstreppe und nehmen ihre Passagiere auf, setzen sich in Gang, so ruhig und gleichmäßig und still, als hätten sie Verstand, und keiner würde glauben, daß die Jungens an den Riemen und der Bootssteuerer, der zusammengetrocknet achteraus sitzt, zwei Minuten zuvor in bester Ruhe in ihren Kojen unter weißen Laten schliefen. Und hat man das Fahrzeug ein Stück hinter sich gelassen, so sieht man, daß die ganzen Rigggen mit roten und weißen Lichtstreifen, aus kleinen elektrischen Lampen gebildet, gleichsam in die Höhe gezogen sind, und auf jedem Topp schimmert eine elektrische Sonne; oder es leuchtet alles weiß, um sich in der nächsten Sekunde in grün oder rot oder irgendeine andere Farbe zu verwandeln. Man hat mehrere Leitungen, und jede oder doch jede dritte Lampe ist von einer anderen Farbe, und jede Leitung hat ihren Knopf, und der Elektriker unten beim Dynamo leitet alles, genau so wie unser Herrgott an seinem Dynamo das Meerleuchten und das Nordlicht und Blitz und Elmsfeuer und Kometen und alles andere besorgt.

Manchmal werden auch Raketen losgelassen. Richtige Raketen natürlich, in China gemacht, die hoch oben wie Kanonenschüsse donnern und Tausende von Sternen herabstreuen, so daß jemand, der einen schwachen Kopf hat, denken könnte, daß der ganze Tierkreis explodierte.

Hat man's weit bis an Land und muß viele Touren machen, so kann es leicht passieren, daß man die ganze Nacht keinen Schlaf bekommt. Um vier Uhr morgens fängt die Arbeit auf Ded wieder an mit Spülen und Putzen. Joe mag wohl recht haben, viel Freiheit gibt es nicht. Dafür aber bekommt man guten Lohn und gute Kost, dreimal des Tages warmes Essen. Man hat freie Kleidung, nach Maß gemacht, und freien Tabak, soviel man will. Niemals braucht man seinen Rücken zu zerbrechen beim Blankenladen oder Salzhinaufhängen, beim Ballastschäufeln oder Langholzverstauen. Eigentlich ist es ja auch nicht schlimm, wenn die Mannschaft nicht betrunken an Bord sein soll, nicht auf Ded spuden, nicht fluchen und schreien darf, wenn sie die Segel birgt oder auf Ded arbeitet. An jedem Tage, wo man im Hafen liegt, hat abwechselnd die eine Wache den ganzen Nachmittag frei und kann an Land gehen, und da hat man ja soviel Freiheit, wie man will. Gerade während eines solchen Landgangs war es, als die Geschichte mit dem Maulesel passierte, die ich erzählen wollte.

Ja, fuhr Big Charley fort, nachdem er ein paarmal nachdenklich seinen Daumen tief in die Pfeife gedrückt hatte, — „wir hatten wohl zehn Plätze auf den Azoren besucht, elende kleine Kester, wo selten oder nie ein Fahrzeug anlegt, ausgenommen vielleicht ein Schiffbrüchiger, der Ruder oder Rigg verloren hat, oder ein altes Kanonenboot, damit die Leute nicht ganz vergessen, zu welchem Lande sie gehören. Alle diese Inseln stehen unter Portugal oder Spanien, und das steht und hört und fühlt man sofort, wenn man an Land kommt. Elende, enge Gassen, die nur einmal im Jahre zu den hohen Feiertagen gereinigt werden. Die Luft stinkt nach ranzigem Öl, Anisette und Schimmel. Und wo man geht, halbnaakte Jungens, die: Tabak! Tabak! schreien, die Steine hinter einem her werfen, wenn man ihnen keinen gibt,

und noch mehr schreien, wenn sie welchen bekommen haben, oder Krüppel, die um Geld betteln.

Madreia haben wir auch besucht. Das ist die reichste und beste der Inseln, darum haben sich auch die Engländer darauf niedergelassen. In Funchal lagen wir eine ganze Woche, — eine famose, feine Stadt mit Parks und Musik. Dort gib't's auch ein Seemannsheim, wo man Zeitungen lesen oder Briefe schreiben kann. Wir fuhren rund um die Insel, legten an zwei bis drei Plätzen an und segelten dann südwärts weiter nach den Kanarischen Inseln, und an einem Samstagabend ankerten wir im Hafen von Santa Cruz auf Teneriffa.

Es war spät, und die ganze Stadt schlief schon, aber als wir ihnen plötzlich einen Gruß mit dem Scheinwerfer schickten, da hättet Ihr sehen sollen, wie die Menschen aus den Häusern stürzten, auf die Knie fielen und mit den Gesichtern auf die Erde schlugen. Natürlich glaubten sie, der jüngste Tag wäre angebrochen. Als aber das Licht nach einer anderen Richtung gewendet wurde, merkten sie bald, was es war. Die Stadt lag an einem Bergabhang, und anders könnte sie auch gar nicht liegen, denn ganz Teneriffa ist ein Berg, ein hoher Berg, einem Zuderhut gleich, der aus dem meistentiefen Atlantik wie ein Seezeichen aufragt, das der Schöpfer selbst zu Ruh und Frommen der Menschheit dahin gesetzt hat, obwohl die Menschen ihre Bosheit und Ungerechtigkeit gleich auf die Insel mitgebracht haben. Die Insel gehört den Spaniern, und diese haben von dort ihre Stiergefächte geholt. Wir kamen eben von Madeira dahin um eines Stiergefächtes willen. Mit mir meine ich den Eigentümer, Mr. Schott, und seine Frau und deren Gäste und den Doktor, die Kinder und die Dienerinnen. Uns anderen waren ja Stiergefächte nichts Neues, und wir wußten, daß man da nichts als Grausamkeit zu sehen bekommt, aber wer nichts gesehen hat, weiß nichts, er mag noch so viele Bücher gelesen haben. Man muß sehen.

Früh am Sonntagmorgen brachte ich sie mit der Dampfbarlasse, die ich zu führen hatte, an Land. Das Stiergefächte wurde auf der anderen Seite der Insel abgehalten, ein langer Weg bis dahin, aber Santa Cruz war der einzige Platz, wo wir Anker werfen konnten.

Im übrigen war die Stadt recht unbedeutend. Das einzig Sesselwerte fanden wir unten am Kai, gerade wo das Boot anlegte. In der Steinmauer befand sich etwa vier Fuß über der Erde das Zeichen einer Kanonenkugel, die vorzeiten vom Fort, schräg über die Bucht, rechts von der Stadt aus geschossen wurde. Sie mußte die Mauer mit gewaltiger Kraft getroffen haben, denn sie hatte eine große runde Höhlung mitten in einem Steinblock gegraben, und vom Grunde der Vertiefung aus gingen Splitter nach allen Seiten. Es war dieselbe Kugel gewesen, die den Arm des Admirals Nelson zersplitterte, als er an Land stieg und auf das Fort wies: „Engländer,“ sagte er, „wir fürchten nichts, weder zu Wasser, noch zu Land!“ da kam die Kugel und nahm ihm seinen Arm. Das könnt Ihr alles in Büchern lesen.

„Ja, Nelson war ein tapferer Mann,“ sagte Joe. „Ein Seeheld! Auf Trafalgar-Square in London steht sein Denkmal.“

„War es bei dem Stiergefächte, als Ihr die Maulesel sahet?“ fragte Peter.

„Rein,“ entgegnete Big Charley, „obwohl man bei einem Stiergefächte auch Maulesel sehen kann. Wenn der Stier tot ist, wird in der Regel ein großartig geschmücktes Mauleselgespann geholt, das ihn an den Hörnern ringsum in der Arena und dann hinausfährt. Dieser Maulesel aber war mit acht anderen vor einen großen, gelb gemalten Omnibus gespannt, der an der einen Seite des gepflasterten Marktplatzes in der Nähe des Hafens stand.“

Es war die wunderbarste, altmodischste Karre, die wir jemals gesehen hatten, so daß wir alle uns neugierig um sie drängten. Wir waren fast die ganze Steuerbordwache, zwanzig an der Zahl, an diesem Sonntagnachmittag an Land und bergauf, bergab durch die Stadt gezogen, die ganz menschenleer schien, da sich wohl alle zum Stiergefächte begeben hatten, und kamen eben nach dem Hafen heraus, als dieses Fuhrwerk uns lockte, stehenzubleiben.

Der Wagen war schwer und plump, mit Fenstern wie in einem Eisenbahnwagen und die Tür in der hinteren Wand. Oben auf dem Dache waren Reisefloffer festgeschmürt, auf dem Bod saßen drei schmutzige Gentlemen in einer Art Uniform, zwei mit Hügel und Peitsche in der Hand, und einer, wahrscheinlich der Postillions selbst, mit einem kleinen Messinghorn. Die Maulesel waren mit daumenbreiten, steifen Lederriemen vor den Wagen gespannt. Ich befürchte das Mißgeschick, das durch Staub und Hitze hart und rüftig geworden, so daß es verrosteten Banden gleich, als der Finnländer, wir nannten ihn Bill, der ein Stückchen entfernt vor dem vordersten Maulesel stand, uns zurief: „Kommt und seht etwas ganz Schauderhaftes!“ Er wies auf eines der Handpferde, das jämmerlich und verhungert aussah, ebenso wie die anderen. Es schien fast jede Sekunde vom Kopf bis zu den schmalen, Inodigen Weinen von einem Schauer überfallen zu werden. Langsam wandte es den Kopf und blickte uns an mit seinen verständigen, bittenden, müden Augen und sah dann wieder fort. Ich folgte dem Blick — nun sah ich, was Bill meinte. Der Zugriemen hatte auf der Schulter die Haare von der Haut geschürft, und mitten auf dem breiten, nackten Rande, unter dem nun der Riemen mit seiner scharfen Stante lag, bereit, hineinzuschneiden, wenn die Peitsche geschwungen, und das Gespann in Gang gesetzt wurde, befand sich eine handgroße Fläche, ein geschwollener, glänzender, blauschwarzer Fleck, auf dem man ab und an etwas sich bewegen sah. Ein lebender, freßender, stehender-

fliehender Gausen vom eisigen, grausamen Fliegen. Und jagte man sie fort — es war entsetzlich — so sah man zitternde, zerrissene Muskeln und längs der Ränder — ich kann kaum davon sprechen! — Würmer im lebendigen Fleisch. Ein grauenvoller Anblick! Wir zeigten es den Kutschern und baten sie, das arme Geschöpf auszuspannen. Aber sie lachten nur und zuckten die Achseln, und der Postillon sagte, mit der Hand winkend, in überlegenem Tone: „Nichts, Signores, das hat nichts zu sagen — gar nichts!“

Jrgendein Passagier war in den Wagen gestiegen, und die Kutscher setzten das Fuhrwerk mit Peitschenhieben, Zurufen und Zerrn in Gang, ohne daß wir etwas tun konnten. Nur Will hatte aus der Brusttasche seines Uniformhemdes sein Taschentuch genommen und es um die schlimmste Stelle des Zugriemens gewunden. So schaukelte der Wagen über den Marktplatz dahin.

Ich ging mit Will und dem Wootsmannsmaat Lowley zum Kai herunter, als wir aus der uns folgenden Schar angerufen wurden. Wir wandten uns um. Alle sahen nach der anderen Seite des Platzes, wo der Wagen anhielt. Einer der Kutscher war heruntergesprungen und steckte eben mit breitem Grinsen Will's Tuch, das er vom Riemen genommen, in die Tasche.

(Schluß folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die Ostjaken.

Von E. Fr. v. Rappherr.

Im Nordwesten von Sibirien lebt das Volk der Ostjaken, ein zur Urvölkerung Nordasiens gehöriger, mongoloider Stamm. Wie die meisten Urvölker, gehen auch die Ostjaken einem rapiden Untergang entgegen. Lues, Blattern und andere ansteckende Krankheiten sowie der Branntwein beschleunigen, neben der Vermischung mit den Russen, ihren Niedergang. Die benachbarten, den Ostjaken stammverwandten Bogulen sind bereits bis auf wenige Köpfe ausgestorben oder haben sich mit den Russen vermischt. Die Religion spielt hierbei die entscheidende Rolle; sie beeinflusst Sitten und Gebräuche und verwischt innerhalb kurzer Zeit die Eigenart der von den Russen abhängigen Völker. So haben sich die Ostjaken des hohen Nordens Sitten und Gebräuche ihrer Väter im wesentlichen bewahrt. Sie sind Heiden schamanistischer Religion, Rentnierzüchter und Nomaden, aber halbansässig und tragen im Sommer wie im Winter ihre Nationaltracht. Die Ostjaken des „Südens“ sind fast ausnahmslos Fischer und Jäger, gehören zur griechisch-orthodoxen Kirche und leiden sich wie Russen, deren Lebensgewohnheiten sie auch größtenteils angenommen haben. Natürlich leben die Sagen und der Aberglaube der Alten auch bei ihnen fort, und mancher hetzt um gute Jagd und reichen Fischfang lieber zum „Scheitän“ als zum Christengotte.

Uns interessieren an dieser Stelle hauptsächlich die „wilden“ — d. h. heidnischen — Ostjaken. Ihre Lebensgewohnheiten erinnern an die der Lappen und Samojeden, auch ihre Kleidung. Diese besteht zum größten Teil aus Rentnierzell, obwohl bei wohlhabenden Ostjaken auch wertvolleres Pelzwerk keine Seltenheit ist. Namentlich in alter Zeit kleideten sich die Häuptlinge gern in Eisfuchs, Zobel, Otter und Schwarzfuchs — hatte doch damals das Pelzwerk noch keinen so hohen Wert wie heute. Damals verfügten die Eingeborenen auch noch über größere Rentnierzherden als in unserer Zeit; 10 000 und mehr Rentnierz in der Hand eines Besitzers waren keine Seltenheit, während heute ein Stand von 500 bis 1000 Stück schon für große Wohlhabenheit gilt. Milzbrand und andere Seuchen haben den Rentnierzbestand dezimiert, und nur bei den, den Ostjaken verwandten, Syrjänen im Nord-Ural findet man noch größere Herden.

Die Wohnungen der Tundra-Ostjaken werden „Tschum“ genannt und stellen spitze, aus Rentnierzhäuten hergestellte Zelte dar, wiewgleich auch bei halbansässigen Eingeborenen der „Chod“, die aus Holz gebaute Hütte, häufig zu finden ist, während der Fischer-Ostjak in Blockhäusern und Dörfern („Jurten“) russischer Art lebt.

Die Kleidung des Ostjaken besteht aus einem Hemde und Weinleibern aus Rentnierzell. Dazu kommen Stiefel aus demselben Material, aber ohne harte Sohle, und bei Fahrten und strenger Kälte der lange Pelz, die sogenannte „Guh“. Sämtliche Kleidungsstücke werden mit den Haaren nach außen getragen und sind mit allerhand bunten Zieraten — Einkantungen, Säumen und Vorhößen — sowie Mändern aus Hundesfell oder besserem Pelzwerk geschmückt. Die „Guh“ ist einfach mit einem Saum aus Rentnierzell zu vergleichen, in den ein Loch für den Kopf geschnitten ist und ein paar Ärmel angenäht sind. Dies Pelzwerk ist wohl die wärmste Bekleidung, die man sich denken kann; verhüten doch die Haare das Eindringen des Windes; keine unnötige Oeffnung bietet — wie bei den Pelzen der Europäer — der Kälte irgendwelchen Eingang.

Hierzu kommt eine — manchmal am „Guh“ fest angenähte — Ohrenkapuze, die, besonders bei Weiberköpfen, aus Häuten junger Rentnierzälber hergestellt ist. Ebenso wird das Hemd („Maliza“) häufig aus solchem weichen und leichten Material hergestellt, während Mänder und Gürtel aus den Weinfäulen junger Rentnierz bestehen. Aus gleichem Material, aber meist mit Hundesfell gefüttert, bestehen die Handschuhe. Am höchsten geschätzt sind die „Guh“ aus Häuten weißer Rentnierz.

In seinem „Tschum“ hockt der Ostjak meist wenig bekleidet oder ganz nackt, während die Weiber gewöhnlich nur den Oberkörper entblößen. Das Weib ist dem Manne Dienerin und Sklavin: sie ist seelenlos und „unrein“. Nie darf die Frau es wagen, durch die Reife angespannter Kien, Tiere hindurchzuschreiten; sie muß herumgehen, es sei denn, daß sie als „Schamanin“ eine besondere Stellung einnimmt. Auch darf kein Weib im „Tschum“ des Mannes niederkommen, sondern stets nur in einem besonderen Zelte. Bevor die Frau die Behausung ihres Gatten wieder betreten darf, muß sie sich einer „Reinigung“, die in Räuchern, Ueberspringen eines Feuers usw. besteht, unterziehen. Im übrigen werden die Frauen aber nicht schlecht behandelt. Mit der ehelichen Treue nimmt es der Ostjak nicht allzu genau, auch gelten Liebesverhältnisse junger Mädchen meist nicht für schimpflich. Nur Häuptlingsfamilien denken über sexuelle Dinge strenger, besonders, wenn der Liebhaber des Mädchens ein Fremdstämmiger ist. Jedemfalls steht aber der „wilde“ Ostjak moralisch hoch über den christlichen Fischer-Ostjaken sowie über dem Durchschnitt der russischen Einwanderer.

Der Ostjak ist ehrlich, treu und zuverlässig, hat ein kindliches Gemüt und ist, solange er nicht aufs äußerste gereizt wird, sehr gutmütig und friedfertig. Durch Erfahrungen gewöhnt, ist er aber mißtrauisch geworden, scheu und ängstlich. Besonders flößen ihm die Beamten einen großen Respekt ein; er vermeidet es auf jede Weise, mit ihnen in Berührung zu kommen; denn er bildet sich ein, die Diener des Gehekes seien nur dazu da, ihn in die „Katalascha“ (Arresthaus) einzusperren, ein Kozak, vor dem der Sohn der Freiheit einen heillosen Respekt hat.

Die Rentnierz liefern dem Ostjaken Felle, Fleisch, Sehnen zu Striden oder zum Nähen, Knochen und Geweihe zu allerhand Geräten, Messergriffen usw. und Milch. Auch ist das Ren, obwohl es viel kleiner ist, als das Wildren der Waldzone, ein vortreffliches Zugtier. Gewöhnlich spannen die Ostjaken, Tungusen und Syrjänen drei Tiere nebeneinander. Eine Leine führt zum Geweihe. Das Lenken wird aber durch Berührung mit einer Stange bewerkstelligt. Die „Karten“ (Schlitten) bestehen aus leichtem Holz. Will der Ostjak — nach einem Auenthalt — weiterfahren, so ruft er: „Hehehe!“ Sämtliche Rentnierz erheben sich alsdann. Darauf ein Pfiff durch die Zähne: die Tiere schreiten aus. Ein zweiter Pfiff: und in lausendem Trabe fliegt das Gefährt dahin. Nie verirrt sich der Sohn der Tundra — sein Instinkt verleiht ihm Ortsinn.

Die „Rüch“ des Ostjaken ist höchst einfach. Gefrorener Fisch, gefrorenes Fleisch werden roh verspeist, ersterer mit allen Eingeweiden. Auch gekochte Fische werden nur in den seltensten Fällen ausgenommen; der „Inhalt“, meint der Ostjak, sei gerade das Beste. . . . Auch der Inhalt der Rentnierzmagen bildet einen Lederbissen, und Verfasser dieser Zeilen sah einst, wie „kultivierte“ Fischer-Ostjaken den Panzen eines von ihm erlegten Renhirsches nur leicht ausschüttelten und dann in den Kochtopf warfen. Vrrr. . .

Neben „Trum“ oder „Turm“, dem „großen Geiste“, verehren die Ostjaken mancherlei Götzen und Gespenster, auch können die Zauberer („Schamanen“) mit den Geistern der Verstorbenen in Verbindung treten. „Trum“ ist bald der Donner- und Wettergott, bald auch „Gottvater“ („Wolman“), während die kleineren Götter des Waldes „Scheitän“ genannt werden. „Scheitän“ hat bei den Ostjaken und Tungusen nicht die Bedeutung wie bei den Tataren, die mit diesem Wort lediglich den Teufel bezeichnen. „Scheitän“ ist auch „Tschuinisa“, der Vär. Kein heidnischer Ostjak wird einen Vären töten oder sein Lager den Jägern verraten — und selbst die christlichen Eingeborenen tun dies nur sehr selten und ungerne. Hat ein Russe oder Tatar aber einen Vären in der Nähe einer Ostjakenjurte getötet, so wird der Schamane des Stammes es nur selten veräumen, eine Art Gottesdienst abzuhalten, um den Geist des beleidigten „Scheitän“ zu versöhnen. Der Skaber des Vären wird — mit dem Rücken nach oben — hingelegt, Feuer werden ringsum angezündet, ein Schemel mit allerlei Schwären wird vor ihn hingestellt. Sodann beginnt der Schamane seinen Tanz — anfangs ein gemessenes Schreiten — um den Vären und singt, indem er bald als „Vär“, bald als „Russe“ oder „Eingeborener“ austritt, den Beschwörungsgefang. Er erzählt von dem Leben des Vären, seinen Heldentaten, er lobt ihn überschwänglich. Sodann erzählt der Sang, wie der ruchlose „Russe“ (jeder Christ wird „Russe“ genannt, jeder Mohammedaner heißt „Tatar“) den „großen Herrn des Waldes“ tötete und beteuert immer aufs neue, wie sehr die frommen Ostjaken den Tod des Gewaltigen betrauern. Masken aus Birkenrinde und allerlei Nummernsang spielen hierbei eine große Rolle. Schließlich gerät der Schamane in Verzückung und hört erst mit Tanzen und Singen auf, wenn er gänzlich erschöpft ist.

Jede Familie hat ihren Hausgeist, „Kulla“ genannt. „Kulla“ ist gewöhnlich ein Göze aus Holz, Eisenbein oder Bronze, und wird vor profanen Augen ängstlich durch Umwicklung mit Lappen, Fellen oder Luchern verborgen. So wird er von den Schamaninnen oft „um Rat befragt“, indem er über Dämpfen hin- und hergeschwenkt wird, die einem heißgemachten Steine, über dem ein Sud von Kräutern gegossen wird, entströmen, wobei Zauberformeln gemurmelt werden. Bei den christlichen Ostjaken führt „Kulla“ in irgendeinem Winkel ein verborgenes, beschauliches Dasein, wird aber — trotz Taufe, Popen und Kirche — noch ger oft „befragt“ . . .

Solcher Öfen findet man viele in den alten Gräbern der Ostjaken. Das Grab besteht aus einer tiefen Grube, die — in der Art des Blockhauses — mit Balken ausgekleidet wird. Unten liegt der tote in einem Kahn, der ihn über den „großen Geistersee“ zur „Insel der Toten“ bringen soll. Allerhand Hausgerät, Schmud, Schalen, Pfeife, Messer, Vogen, Fischereigerät, Pelzwerk und Speere, die dem Toten bei Lebzeiten besonders lieb gewesen, werden ihm ins Grab mitgegeben. Auch Gold- und Silbermünzen findet man da und dort in Gräbern. Manchmal schmückt das Grab ein Monument aus Stein, auch werden Renntiergeweihe an Bäume gehängt.

Die Opferstätte der Ostjaken wird „Trumhär“ genannt und befindet sich im Walde oder auf heiligen Bergen, wie z. B. auf dem „Denegistam“ im nördlichen Ural. Dort hängen Geweihe von zu Ehren der Götter geschlachteten Renntieren, Geldmünzen werden dort begraben oder in die Felspalten geworfen. Auch findet man an solchen heiligen Orten öfters rohe Höhenbilder aus Stein oder menschliche Figuren, die in Felsen oder Bäume geritzt werden.

Zum Teil stammen diese, heute von den Ostjaken verehrten Höhenbilder von einem verschollenen Volke her — „Schuij“ genannt, das lange vor der heutigen eingeborenen Bevölkerung in Westsibirien lebte und deren Behausungen — nach den Grundrissen und den spärlichen Geräten zu urteilen — lebhaft an gotische Niederlassungen erinnern.

Zweifellos gibt es noch viel zu erforschen und manches Rätsel zu lösen im Lande des Winters und des großen Scheitans. . . .

Kleines Feuilleton.

Der Parkgürtel für das Tempelhofer Feld. (Ausstellung im Abgeordnetenhaus, geöffnet bis zum 22. Dezember, wochentags von 10—5.) Man ist zwar mittlerweile mißtrauisch geworden, man glaubt nicht mehr daran, daß aus all den schönen Planungen, die sich die städtebauende Industrie durch die trefflichsten Architekten unterbreiten läßt, nun auch eine Wirklichkeit wird; indessen, es verlohnt sich trotzdem, auch diesmal wieder die eingegangenen Entwürfe zu studieren: Vorschläge für einen der wichtigsten Faktoren der modernen Großstadt, für den Wohnpark. Es handelt sich darum, einen Gürtel von Grünland, der zentral für die Bebauung des berücksichtigten westlichen Tempelhofer Feldes vorgesehen ist, aufzuteilen und so herzurichten, daß er dem zu schaffenden Wohnviertel eine redliche Bereicherung sei. Das heißt: der Gürtel soll Spielplätze, schattige Wandelgänge, Kinderreden, vielleicht auch ein Wasser für Gondelfahrt oder Eisbahn aufweisen können. Dabei aber darf nie vergessen werden, daß dieser Grüngürtel nicht eine Art von Brunwald ist, vielmehr Teil eines städtischen Organismus; es muß immer klar bleiben, daß seine Wandungen durch Miethäuser gebildet werden, daß radial über ihn dahin Verkehrsstraßen laufen und auch die Untergrundbahn ihn an zwei Stellen durchschneidet. Womit nebenbei schon gesagt ist, daß dieser Parkgürtel einige Meter unter dem Straßenniveau liegen soll, als wäre einmal ein Fluß ringartig durch das Stadtviertel geflossen, ausgetrocknet und nun grün angebaut. Grundrißmäßig wurde schon damals, als diese Idee des vertieften Parkgürtels auftauchte, mancherlei dagegen gesagt; auch heute noch scheint es fraglich, ob dies Luftwandeln in der Tiefe gar so lustig sein wird, und ob genügend Sonne bis auf die Sohle des Tales dringen kann. Es bleibt ein Experiment, das sich allerdings auf einige geglättete Versuche ähnlicher Art, so auf den Botanischen Garten in Brüssel berufen kann.

Wie dem nun auch sei, die eingegangenen Vorschläge für die Gestaltung des Parkgürtels beweisen, daß die Architekten und Gärtner dem Geist der Zeit nachkommen. Fast völlig verschwunden ist das höfische Schema des repräsentativen Gartens für artige Spazier, auch das Teppichbeet und all die andern Schauobjekte sind dahin, selbst die romantischen Winkel, die Blutbuche am See oder die Birken am Hügel sind ausgestorben. Das Bedürfnis der Masse wurde das eigentliche Thema; man wollte Räume schaffen, größeren Mengen zur Erholung. Und diese Räume wiederum von Bäumen und Hecken umgrenzt, durch Blumen geschmückt, sollten, zweckmäßig verteilt, sich in möglichst großzügigem Rhythmus zusammenschließen. Der Gürtel sollte nicht zerstückelt werden. Die Wohnabsichten sollten wechseln, es sollte das Ganze aber eine Einheit bleiben. Das ließ sich nur so erreichen, daß einmal die logische Folge bei entsprechendem Wechsel gewahrt wurde, die Spielplätze mehr abseits zu liegen kamen, die würdigen Wandelhallen mehr in der Nähe des Hauptverkehrs untergebracht wurden. Zum andern mußte sich solcher Logik die Form gefellen; es galt Säle und Saalfolgen zu bauen. War das die Aufgabe, wie sie nach ihrem Wesen von den meisten begriffen wurde (die wenigen, die zurückblieben und noch mit Brezelnwegen scherzen, zählen nicht), so darf man getrost zugeben, daß die besten Lösungen diesmal auch die preisgekrönten sind. Besonders die Vorschläge des ersten Preises, die von Frig Bräuning, sind klug, weitblickend und von schönem Temperament. Von den Projekten, denen die Jury kein besonderes

Lob mehr geben konnte, ist das von Heinrich Straumer sehr beachtenswert.

Astronomisches.

Ein verloren gegangener Planet. Der Astronomie ist ein Unglück passiert. Am 4. Oktober hatte Dr. Palisa an der Wiener Sternwarte wieder einmal einen kleinen Planeten entdeckt. Das war ihm schon so oft gelungen und die Zahl der Planetoiden ist überhaupt so groß, ihre Bedeutung im allgemeinen so gering, daß dadurch ein besonderes Aufsehen nicht erregt worden wäre. Hier lag die Sache aber anders, da das kleine Gestirn eine eigentümliche Bahn zeigte, die es als einen Bruder des schnell berühmt gewordenen Eros erscheinen ließ. Der Eros, der 1898 in der Berliner Urania gefunden wurde, zeichnete sich vor allen anderen Planetoiden dadurch aus, daß seine Bahn nicht auf den Raum zwischen Mars und Jupiter beschränkt ist, sondern zeitweise über die Marsbahn in der Richtung auf die Erde hin übergreift. Bei dem neuentdeckten kleinen Planeten sollte nun nicht nur das selbe der Fall sein, sondern die vorläufige Bahnberechnung legte den Schluß nahe, daß er der Erde zeitweise sogar noch näher kommt, also näher als jeder andere Himmelskörper mit Ausnahme des Mondes. Hatte schon der Eros durch die ähnliche Eigenschaft das Interesse der Astronomen in ungewöhnlichem Grade erregt, weil er ein neues Mittel zu einer noch genaueren Bestimmung der sog. Sonnenparallaxe und damit der Entfernung der Erde von der Sonne bot, so konnte man hoffen, daß der neue Planet, der vorläufig die Bezeichnung 1911 MT erhalten hatte, noch besser zu diesem Zweck benutzbar sein würde. Die Bedeutung dieses Umstandes für die Wissenschaft kann nicht hoch genug veranschlagt werden, denn die Entfernung der Erde von der Sonne ist das grundlegende Maß für die Berechnung aller Größen im Sonnensystem und darüber hinaus. Und nun mußte es geschehen, daß gerade dieser wertvolle kleine Planet wieder verloren ging.

Am 25. Oktober wurde die Himmelsstelle, wo der Planet nach der Berechnung stehen mußte, von der Sternwarte in Greenwich aus mit den besten verfügbaren Mitteln fotografiert, aber das Gestirn konnte nicht entdeckt werden. Nun gibt es natürlich ein großes Kopfschütteln darüber, wie das geschehen konnte. Der Verdacht, daß Dr. Palisa vielleicht einen von keiner Nebelhülle umgebenen, also sternartigen Kometen für einen kleinen Planeten gehalten hätte, muß abgelehnt werden. An anderen Erklärungen für das Mißgeschick ist übrigens kein Mangel. Einmal ist leider die Entdeckung nicht schnell genug den verschiedenen Sternwarten mitgeteilt worden. Außerdem muß in Betracht gezogen werden, daß die Witterung nicht günstig war. Dr. Crommelin in der Zeitschrift „Observatory“ hält es ferner für möglich, daß der neue Planet große und schnelle Helligkeitsschwankungen durchmacht, wie sie auch beim Eros beobachtet worden sind. Das Gestirn hat vielleicht nicht mehr als zwei bis drei Kilometer im Durchmesser und ist zudem möglicherweise so stark abgeplattet, daß seine Helligkeit je nach der Stellung zur Erde in bedeutendem Grade wechselt. Wie dem nun auch sei, der wichtige kleine Planet ist verschwunden und die Astronomen fürchten, daß er überhaupt nicht wieder zu finden sein werde oder nur durch Zufall und nach unbestimmt langer Zeit.

Aus dem Tierreiche.

Das Tier und seine natürlichen Feinde. Es ist schon eine alte Streitfrage, ob das Tier ohne weiteres insstande sei, seine natürlichen Feinde zu erkennen. Hierbei handelt es sich, wie Prof. Braeß im „Kosmos“ schreibt, nicht darum, ob das einzelne erwachsene Tier oder eine Tiergesellschaft seine natürlichen Feinde als solche erkennt, wie z. B. das Reh den Hund, sondern darum, ob das junge, von seinen Genossen noch unbeeinflusste und ungewarnte Tier einen Instinkt hat, der ihm sagt, daß es einen Feind vor sich habe. Es dreht sich also um die Beantwortung der Frage, ob die von den Voreltern im Laufe unermesslicher Zeiten erworbenen Erfahrungen über Freund und Feind von Generation zu Generation auf die Nachkommen vererbt werden. Prof. Braeß zieht die Schlangenfurcht als Beispiel an, die allen höheren Tieren, namentlich dem Menschen, angeblich zu eigen ist. Verschiedene Versuche und Beobachtungen an zweijährigen Kindern zeigten, daß bei ihnen keine Furcht vor Schlangen, Kröten und anderen „ekelerregenden“ Tieren vorhanden ist. Bei erwachsenen Vögeln dagegen konnte er eine heftige Aufregung konstatieren, sowie selbst nur eine unschädliche Windschleiche in ihr Gesichtsfeld trat. Junge Falanen, Rebhühner und Kiebitze zeigten indessen nicht die geringste Scheu vor einem Fottier, liefen zwischen seinen Füßen herum und pickten sogar an seiner Schnauze. Bei ihnen war in den ersten Tagen und Wochen nichts von einer instinktiven Furcht zu bemerken. Prof. Braeß kommt auf Grund seiner Beobachtungen zu dem Schluß, daß die Furcht vor ihren natürlichen Feinden den Säugetieren und Vögeln zwar angeboren sei, aber erst in dem Alter erwache und sich betätige, wo das Tier auf sich selbst angewiesen sei und nicht mehr unter dem Schutze seiner Eltern stehe.